

Vor Euphorie sei gewarnt: erste Bilanz der staatlichen Drogenabgabe

«Die Leute sind gut führbar, friedlich und dankbar»

Von Barbara Lukesch

Im Kampf gegen das Drogenelend am Letten ist die Forderung nach einer kontrollierten Drogenabgabe inzwischen schon fast zum Allheilmittel geworden. Seit kurzem machen sich sogar «Hardliner» wie die Zürcher City Vereinigung, der Gewerbeverband und der Verkehrsverein dafür stark, in der Hoffnung offenbar, die offene Drogenszene damit sozusagen über Nacht zum Verschwinden zu bringen. Da gibt sich der Präventivmediziner Felix Gutzwiller (FDP) bescheidener; zwar wäre er bereit, im Bedarfsfall an rund vier- bis fünftausend Schwerstabhängige Drogen abzugeben, doch glaubt er, mit dieser Massnahme die Szene bloss auszulüften und damit die Stadt Zürich entlasten zu können.

Viele hoffen auf die kontrollierte Drogenabgabe. Was bringt sie tatsächlich? Erste Antworten liegen vor, denn im Verlauf dieses Jahres wurden in der Stadt Zürich, in Bern, Olten, Thun und Fribourg wissenschaftlich begleitete Versuche mit der kontrollierten Drogenabgabe gestartet, an denen momentan rund 130 Männer und Frauen teilnehmen. Gemäss erster bundesrätlicher Verordnung sind drei weitere Versuche in Basel-Stadt (Start am 1. November), in Zug und Schaffhausen definitiv zugelassen. Nachdem nun der Bundesrat nochmals über die Bücher gegangen ist, hat er die Erweiterung der bisher auf 250 beschränkten Heroinplätze auf 950 «ins Auge gefasst». Endgültig entscheiden wird er allerdings erst an seiner Sitzung vom 3. Oktober.

Doris K. holt sich ihren Stoff seit einiger Zeit im Zürcher Abgabelokal Zokl 2. Sie konsumiert Methadon und raucht einmal pro Tag «vor Ort» Heroinzigaretten, die sogenannten Sugaretten. Einst angewiesen auf die Drogenprostitution, geht die junge Frau heute wieder einer geregelten Arbeit nach. Trotzdem hat sie noch Vorbehalte gegenüber dem Abgaberversuch: «Wieso kann ich die Zigaretten nicht mit nach Hause nehmen? Wieso geben sie kein Kokain ab?» Um ihren Kokainbedarf zu decken, verkehrt sie nach wie vor ein- bis zweimal pro Woche auf dem Lettenareal.

Allen individuellen Vorbehalten zum Trotz fällt die Zwischenbilanz der Projektverantwortlichen mehrheitlich positiv aus. Die Zielgruppe der sogenannten Schwerstabhängigen sei erreichbar. Ihr Interesse an dieser Form des Konsums sei vorhanden, allerdings je nach Abgabemodalitäten unterschiedlich gross. Das Zürcher Projekt «Lifeline», das mehrheitlich Heroin und

Methadon anbietet, füllte seine ersten 25 Plätze innert eines halben Tages. In Olten, wo Interessierte per Losentscheid der Heroin- oder der Morphingruppe zugeteilt werden, laufen die Anmeldungen wesentlich harziger.

«Die Heroinversuche», so fasst es denn auch André Seidenberg, Leiter des Zürcher Projekts Zokl 2, zusammen, «haben meine Erwartungen bei weitem übertroffen.» Überraschend schnell verbesserte sich der gesundheitliche Zustand der Teilnehmenden, sie legten mehr Wert auf Hygiene, seien psychisch stabiler und hätten mehr Energie, um ihren Alltag wieder zu strukturieren. Rund die Hälfte «seiner» Probandinnen hätten die Prostitution aufgegeben.

Grosse Sicherheit

Mit Erstaunen haben die Projektleiter zur Kenntnis genommen, wie zuverlässig und pünktlich die Männer und Frauen die Abgabe-, aber auch die obligatorischen Gruppengesprächstermine einhalten. Urs Fromm vom Thuner Projekt sagt: «Ich hatte mehr Schwierigkeiten erwartet. Doch die Leute sind gut führbar, friedlich, dankbar und kooperativ.» In den Heroingruppen gibt es nur vereinzelt Drop-outs (Aussteiger); Regelverstösse gegen die Versuchsanordnungen sind eine Seltenheit. Die medizinische Sicherheit ist sehr gross. Bisher kam es weder zu Überdosierungen noch zu anderen nennenswerten Zwischenfällen.

Nach einer rund dreimonatigen Phase der Stabilisierung, frei vom Beschaffungsstress, tauchen bei vielen – erstmals nach Jahren – auch wieder Bedürfnisse nach psychologischer Betreuung, allenfalls gar nach einer Therapie auf. Sie wollen wieder arbeiten gehen, suchen regelrecht nach einer Beschäftigung für die neugewonnene freie Zeit. Diesem Bedürfnis trägt man im Projekt «Lifeline» Rechnung, indem man einen Job-Bus, der pro Tag fünf Personen einen Arbeitseinsatz ermöglicht, für den

Drogenabgaberversuch freistellt. Interessiert an dem bisher auf zwei Monate beschränkten Job-Experiment wären täglich bis zu acht Männer und Frauen.

Weg vom hektischen, bisweilen auch gewalttätigen Gassenleben finden etliche erstmals wieder die Ruhe, um ihren Drogenkonsum bewusster zu gestalten und nicht wahllos jedes Gift in sich hineinzupumpen. Mit sichtbaren Folgen. Im Projekt «Lifeline», so wissen Insider, hätten nach rund einem Vierteljahr erste Versuchsteilnehmer beschlossen, ihre Heroin dosis zu senken. Inzwischen haben auch die ersten

einen Entzug hinter sich oder ziehen ihn zumindest ernsthaft in Betracht. Im Zokl 2 weiss man dank Urinproben, dass nur noch rund ein Drittel der Probanden zusätzlich Kokain «hineinspritzt».

Nichtsdestotrotz, so bilanziert Ambros Uchtenhagen, verantwortlich für die wissenschaftliche Begleitung der Versuche, «kann Kokain zu einem Problem für die Projekte vor allem in Zürich werden». Das heisst, es gibt nach wie vor eine grosse Anzahl von Konsumenten, die – abhängig von der euphorisierenden Droge – den Absprung vom Lettenareal nicht schafft oder die der kontrollierten Abgabe gar zum vornherein ablehnend begegnet, weil es kein «Koki» gibt. Einer von ihnen ist Carlo S., der klipp und klar sagt: «Solange sie keine Cocktails [spritzbare Mischung aus Heroin und Kokain, die Red.] abgeben, bleibt am Letten alles beim alten.» Seiner Einschätzung nach konsumierten rund 90 Prozent der Stadtzürcher Szene diese Mixtur, die «halt die besten Flashes absetzt».

Kokainabgabe – ja oder nein? Die Experten tun sich enorm schwer mit einer Droge, deren Risiken Ambros Uchtenhagen als «beträchtlich» bezeichnet. Vor allem intravenös konsumiert gelte sie als unberechenbar, könne zu Psychosen, aber auch zu Blutdruckanstieg mit schwerwiegenden Folgen führen. Unter dem Druck der Konsumentenwünsche, aber auch geleitet vom wissenschaftlichen Interesse, wurde daher im Rahmen von «Lifeline» zunächst ein Pilotversuch mit Kokainzigaretten gestartet, der innerhalb der nächsten Wochen neue Erkenntnisse bringen soll. Ist die Abgabe der sogenannten Coqueretten medizinisch vertretbar? Sättigen diese Zigaretten den Kokainhunger oder heizen sie

ihn erst recht an?, fragen die Experten auf Grund einschlägiger Erfahrungen.

Während der Einsatz von Kokain die Projektverantwortlichen weiterhin nachhaltig beschäftigen wird, steht eine andere Droge, auf der ursprünglich grosse Hoffnungen ruhten, vor ihrer Ausmusterung: spritzbares Morphin hat sich nicht bewährt. Zum einen wird es abgelehnt von den Konsumenten, die dem gassenfremden Stoff von vornherein skeptisch begegneten, zum anderen ziehen es inzwischen auch die Mediziner in Zweifel, da sie die Nebenwirkungen (starke Kopfschmerzen, Juckreiz, Ausschläge, Unwohlsein) für untolerierbar halten. Uchtenhagens Fazit: «Morphium eignet sich in Einzelfällen als Heroinersatz, aber nicht für die kontrollierte Abgabe auf breiter Basis.»

Nachdem nun an einzelnen Orten bereits Erfahrungen von acht Monaten vorliegen, werden auch andere Schwächen der Versuche deutlicher. André Seidenberg vom Zökl 2 kritisiert vor allem die «hohen Kontroll- und Sicherheitsauflagen, die zwar bis zu einem gewissen Punkt notwendig, aber darüber hinaus kontraproduktiv sind».

Die Abgabemodalitäten, insbesondere das Verbot, Heroin- und Kokainzigaretten mitzugeben, aber auch der Zwang, sich in Anwesenheit einer Projektmitarbeiterin seinen «Schuss» zu setzen und nur an täglich drei vorgeschriebenen Terminen konsumieren zu können, widerspreche den Bedürfnissen vieler und führe zu einer unerwünschten Vorselektion. Das heisst zum Beispiel, dass sozial mehr oder weniger integrierte Drogenkonsumenten oder solche, die nicht in der Stadt Zürich wohnen oder arbeiten, die Versuchsaufgaben nicht mit ihrem Alltag in Einklang bringen können und damit zum vornherein ausscheiden.

Risikoarmes Rauchen 54/61

Unzufrieden ist Seidenberg auch mit der Qualität der Zigaretten, den Heroinzigaretten auf der Basis von Waldmeister statt Tabak, die er als «Bastelware» bezeichnet. «Sie stinken und können jemandem, der auf zwanzig Stück pro Tag angewiesen ist, eigentlich nicht zugemutet werden.» Hinzu kämen körperliche Nebenwirkungen, die an eine Massenversorgung mit diesem Produkt nicht denken liessen. Dabei, so der Mediziner, stelle das Rauchen von Heroin die risikoärmste Konsumform dar, und es müssten im Rahmen der Abgaberversuche so viele Teilnehmende wie möglich dazu motiviert werden. «Doch dazu braucht es industriell gefertigte Qualitätsware, die die Leute in Ruhe zu Hause rauchen können.»

Zukunftsmusik. In greifbare Nähe rücken vorerst andere Veränderungen, welche die Aussagekraft der Abgaberversuche durchaus vergrössern könnten. Die 250 bisherigen Morphinplätze können in Kürze in 250 Heroinplätze verwandelt werden. Nachdem auch der Doppelblindversuch in Thun ergeben hatte, dass die Konsumierenden sehr wohl zwischen Morphin und Heroin zu unterscheiden wissen, waren auch die Voraussetzungen für ein Einlenken beim Bundesamt für Gesundheitswesen gegeben.

Vorausgesetzt der Bundesrat würde an seiner Sitzung vom 3. Oktober zudem sein definitives Ja zu den insgesamt 950 Heroinplätzen geben, «müssten» – gemäss bundesrätlicher Verlautbarung vom 7. September – «allenfalls in Zürich ca. 100–150 Heroinplätze zusätzlich geschaffen werden». Weitere 300 Heroinplätze in bisher nicht am Versuchsprogramm beteiligten Kantonen und Städten könnten allenfalls «innert Jahresfrist» mit der nötigen Infrastruktur zur Verfügung gestellt werden. «Wer allerdings meint», so ein BAG-Pressesprecher, «am 3. Oktober werde entschieden und am 5. Oktober seien die zusätzlichen Plätze parat, gibt sich einer Utopie hin.»

Die ARUD (Arbeitsgemeinschaft für risikoarmen Umgang mit Drogen) und ihr Vorstandsmitglied André Seidenberg haben bereits ein Abgabemodell für die Region Zürich entworfen, das die Vernetzung privater und kommunaler Träger vorsieht und in – «optimistisch kalkuliert» – eineinhalb Jahren an zweitausend Konsumierenden Drogen abgeben könnte.

Bei aller Zuversicht warnen Experten vor Euphorie und Heilerwartungen. Ambros Uchtenhagen mahnt: «Auch die breite Abgabe von Drogen löst das Drogenproblem nicht. Im Rahmen eines Massnahmenbündels kann sie aber zu einer deutlichen Verbesserung der Situation beitragen.»

Der Bund im Beschaffungsstress

Im Von-Wattenwyl-Haus durften sich die drei Bundesratsparteien FDP, SP und CVP letzten Freitag zusammen mit der Landesregierung auf die Schultern klopfen. Die staatliche Heroinabgabe ins Drogeneland am Letten ist salonfähig geworden. Der seit Anfang Jahr aufgegleiste Versuch an 250 schwerstsuchtigen Menschen sei auf 950 Probanden aufzustoßen, verheisst die neue Einigkeit. 54 / 61

Doch ungeklärt ist vorerst die wichtigste Nebenfrage: ob nämlich der Bund den zusätzlich benötigten Stoff überhaupt beschaffen kann. Entscheiden wird das International Narcotics Control Board (INCB) in Wien. Das 13köpfige Organ der Uno hat zu überwachen, dass das internationale Drogen-Übereinkommen aus dem Jahr 1961 eingehalten wird. Die Schweiz hat die

Papiere 1972 ebenfalls ratifiziert. Ein staatlich kontrollierter Eingriff in die Szene hat darin keinen Platz. Der Tenor eines INCB-Präsidenten Hamid Ghodse bleibt unverrückbar: «Heroin sollte nicht an Menschen abgegeben werden.» Auch Generalsekretär Herbert Schaepe hält dem erweiterten Versuch entgegen, zuerst müssten konkrete Forschungsergebnisse vorliegen. Erst dann könne eine neue Stofflieferung bewilligt werden.

Bereits Ende Juni reiste BAG-Direktor Thomas Zeltner nach Bonn, um vor dem Gesundheitsausschuss des Deutschen Bundestages für den Schweizer Versuch zu werben. In diesen Tagen nimmt er an einem WHO-Kongress in Kopenhagen teil, Randgespräche dürften alleweil nützlich sein. Zwischen Bern und Wien finden wöchentlich direkte Kontakte statt, denn ohne Einwilligung der INCB gebe es keine Ausdehnung des Drogenversuchs, markiert BAG-Sprecher Hans Ulrich Aebersold eidgenössischen Gehorsam. «Woher sollten wir den Stoff denn nehmen?»

Die aussenpolitische Abhängigkeit von der Uno-Behörde ist freilich innenpolitischem Versagen anzulasten. Hätte sich Bundesbern schon früher um den Krankheitszustand seiner Drogenpolitik gekümmert und die Abhängigen zu dem deklariert, was sie sind, nämlich krank, wäre das Unvermeidliche vermeidbar gewesen. Die Krux liegt darin, dass Heroin trotz eindringlicher Mahnungen fast aller Experten nach wie vor als verbotener Stoff im Betäubungsmittelgesetz anstatt als erlaubtes Heilmittel auf der IKS-Liste figuriert. In England ist dies anders, was dem Inselstaat prompt erlaubt, 1994 die Menge von immerhin 688 Kilo einzuführen.

Eine entsprechende Änderung des Betäubungsmittelgesetzes ist indessen ein politisch heisses Eisen. Hierzulande versanden selbst bundesrätliche Ansätze zur Legalisierung in der mangelnden politischen Akzeptanz. «Wir sind einverstanden, die Anwendung des Heroins zur medizinischen Anwendung zu unterstützen, weil das im Interesse der Medizin liegt», versprach Innenminister Hans Hürlimann schon 1974 im Nationalrat. Die politische Folgerung, nämlich die Freigabe von Diacetylmorphin als

Heilmittel, ist jedoch bis heute ausgeblieben. Mit der Konsequenz, dass die staatliche Abgabe des illegalen Pulvers als blosser Versuch deklariert werden durfte. Ohne diesen Anstrich eines wissenschaftlichen Versuches gäbe es gar keinen Heroinengpass. Denn das Uno-Abkommen überträgt den Vertragsstaaten sehr wohl die Kompetenz, auch Betäubungsmittel zur Gesundung ihres Volkes zu verabreichen. «Die Vertragsparteien sind frei, diejenigen Methoden anzuwenden, die von den ärztlichen Behörden für gut und wirkungsvoll befunden werden», ist im Kommentar zum Übereinkommen von 1991 nachzulesen.

Der Genfer Jurist Jean-Pierre Egger, der zur Zeit seine Dissertation über den Hanf-anbau schreibt, folgert daraus: «Das INCB muss den Zukauf der Ware bewilligen, wenn sich ein Land in einer Notsituation befindet.» Da einem Kranken niemals sein Arzneimittel verweigert werden dürfe, ist für ihn die Sachlage klar: «Rechtlich darf und muss den Kranken Heroin abgegeben werden, wenn es zur Besserung ihres Gesundheitszustandes verhilft.» Urs Zurlinden